



Menschengemachte
Strahlung: Warnung
vor einer unsichtbaren
Gefahr

Treffpunkt Sarkophag

Seit drei Jahrzehnten ist das Gebiet von Tschernobyl Sperrzone. Eine Besichtigung am Ort des Super-GAU. **Text und Fotos von Andre Wokittel**

Tschernobyl, eine Stadt im Norden der Ukraine, 15 Kilometer entfernt von der Grenze zu Belarus, war Namenspatron für die dort entstandenen Atomkraftwerke. 1977 wurde in der Nähe des einmal bis zu 14.000 Einwohner zählenden Ortes der erste Reaktor am Ufer des Flusses Prypjat in Betrieb genommen. Die Medienberichterstattung zum kürzlichen 30. Jahrestag der dortigen Nuklearkatastrophe brachte Tschernobyl wieder stärker ins öffentliche Bewusstsein. Bereits seit 1999 ist der vom übrigen Land abgeriegelte Ort mit kommerziellen Touren erreichbar, die als »Katastrophentourismus« klassifizierbar sind. Mit Bussen in der Gruppe, aber auch individuell im Van können Besucher Einblicke in die Unwirklichkeit einer Sperrzone erhalten. Der typische Besucher ist männlich, zwischen 25 und 35 Jahre alt und sucht das Abenteuer. Umgerechnet etwa 170 Euro pro Kopf sind für einen solchen Ausflug zu berappen, abgesehen von Flügen und Hotels.

Es ist Sonnabend, der 26. April 1986, als eine nukleare Katastrophe gewaltigen Ausmaßes geschieht. Durch eine Aneinanderreihung von Bedienfehlern kommt es zu einer Kettenreaktion, die Reaktor 4 weitgehend zerstört. Große Mengen an radioaktiver Materie gelangen in die Atmosphäre. Eine radioaktive Wolke kontaminiert weite Teile Europas. Dieser Unfall wird später von der Internationalen Atomenergieorganisation als »Major accident« eingestuft. Sieben von sieben auf ihrer Skala: der größtmögliche Unfall bei der zivilen Nutzung der Atomenergie.

Der 26. April 2016 ist ein Dienstag. Der Konflikt im Osten des Landes und

die Krimfrage treten einmal zurück. Die Ukraine gedenkt mit Schweigeminute, Nationalhymne und militärischem Zeremoniell am Denkmal vor dem Reaktor 4 in Anwesenheit von Präsident Petro Poroschenko der »Helden von Tschernobyl«. Also der Tausenden Arbeiter, sogenannten Liquidatoren, die nach der Katastrophe zum Einsatz kamen und das mit dem Leben oder der Gesundheit bezahlten.

Zum verlorenen Ort

Tourguide Mischa ist ein sportlicher junger Mann in grauer Trainingshose und Shirt. Zügig steuert er seinen Van an einem späten Julitag vom Kiewer Flughafen in Richtung Norden, bringt die Neuankömmlinge in immer ländlichere Gebiete. Das Auto, gekauft in Deutschland, sichtbar an der grünen Umweltschilderplatte rechts unten an der Frontscheibe, rast über zunehmend schlechter ausgebauten Straßen. Wenige Menschen sind zu sehen, nur hier und da sitzen alte Frauen oder Kinder am Straßenrand und verkaufen Obst und Gemüse. Ein Anblick, wie er in Osteuropa zur Normalität gehört.

Eigentlich ist der 35jährige Fahrer mit Frau und Kindern Linguist. Nach seinem Studium an einer staatlichen Kiewer Universität entschied er sich gegen einen schlechtbezahlten Lehrerberuf. Dank Kontakten seiner Familie gelangte er in die Reisebranche. Über seinen Job ist er mehr als froh. Es fasziniert ihn, berichtet er, immer wieder neue Menschen kennenzulernen und diesen an einem fast verlorenen Ort die damalige Katastrophe vor Augen zu führen. Damit wolle er dazu beitragen, dass so etwas nie wieder passiert.

Nach etwa zwei Stunden erreichen wir die Sperrzone, ein Gebiet im 30-Kilometer-Radius um Tschernobyls Reaktoren. Bewacht wird es von der ukrainischen Miliz – Polizei in Militäruniform. Nach einer Ausweiskontrolle am Schlagbaum geht die Fahrt hinein in den Hochsicherheitsbereich. Mischa packt ein gelbes Gerät aus und erklärt die Handhabung. Es ist ein Dosimeter, ein Radioaktivitätsmessgerät. Direkt hinter dem Schlagbaum zeigt dieses einen Wert von 0,2 Mikrosievert/Stunde. Er liegt damit im natürlichen Bereich, hervorgerufen durch kosmische Strahlung, aber auch durch radioaktive Stoffe wie Uran oder Kalium im Boden der Erdoberfläche.

Dann gelangen wir in Tschernobyl an. Hier und da sind Menschen auf den Straßen zu sehen, die meisten tragen Militärjacken. Nur etwa 200 ständige Einwohner, die meisten über 70 Jahre alt, gäbe es hier, erzählt der Guide. Sie führten ein karges Leben mit winzigen Renten und wollten bis zum Tod hier ausharren. Es gibt einen Supermarkt und sogar zwei Hotels, die sich auf Katastrophengebietstouristen spezialisiert haben. Etwa 2.000 Arbeiter sind weiterhin in der Sperrzone tätig, abgelöst werden sie im Zweiwochenrhythmus. In den alten Wohnblocks aus der Sowjetzeit links und rechts mit ihren leerstehenden Wohnungen quartieren sie sich mietfrei ein. Das Dosimeter zeigt zumindest innerhalb des Fahrzeugs keine nennenswerte Strahlung. Ein mulmiger Gedanke ist es dennoch, hier zu leben, zu arbeiten, zu essen und seine Freizeit zu verbringen. Mischa erwähnt noch, dass an jedem Tag ab 20 Uhr ein Fahrverbot und ab 22 Uhr eine Ausgangssperre gilt. Na, danke.

Weiter geht es zur inneren Sperrzone. Ein weiterer Checkpoint regelt den Zugang zum Zehn-Kilometer-Umkreis um das nukleare »Epizentrum«. Jacken, Pull-over, lange Hosen sind hier Pflicht. Die komplette Bekleidung soll das Risiko der Kontamination verringern. Wenig später taucht das Reaktorengelände auf. Verrostete Kräne ragen neben den Ruinen der nie fertiggestellten Reaktoren 5 und 6 in einen blauen Himmel. Zum ersten Mal verlassen wir das Fahrzeug, betreten verstrahltes Gebiet. Ein Gruppenfoto mit ernst gesichteten. Immerhin ein Beweis: Wir waren hier.

An der Eisenbahnbrücke über den Fluss Prypjat wird kurz darauf noch einmal Station gemacht. Direkt darunter sind im Wasser Dutzende große Welse zu erkennen. Ein Ort zum Angeln wäre es sicher nicht, verweist Mischa auf die Strahlendosis. Das Dosimeter im Wagen zeigt nur bereits einen vollen Mikrosievert. Dann geht es weiter zu Reaktor 4, dem berühmt-berüchtigten Unglücksreaktor. Das Auto hält am Denkmal der »Helden von Tschernobyl«, keine dreihundert Meter entfernt. Der betonummantelte Koloss hinter Stacheldraht wirkt friedlich. Fotos dürfen hier nicht gemacht werden, das sei bei atomaren Anlagen generell verboten. Viele Überwachungskameras sind zu sehen.

Direkt gegenüber ragt der neue Sarkophag auf. Der alte ist längst brüchig, lässt immer mehr Strahlung hindurch. Würde man nicht vorsorgen, einen »ökologisch sicheren Zustand« herstellen, wäre die nächste Katastrophe programmiert. 2007 begann unter Federführung des französischen Konsortiums Novarka der Bau der neuen Schutzhülle. Bald soll sie fertig sein. Gebaut wird in 300 Metern Entfer-



Unbewohnbar für Generationen: Werden die richtigen Lehren aus Tschernobyl gezogen?

Makaberer Scherz: Mit einer Kindergasmaske drapierte Puppe in einer Grundschule in Prypjat



Mystisch anmutende Szenerie: Der Vergnügungspark von Prypjat konnte nie eröffnet werden

Zerstörte Träume: Die Einwohner der Region mussten nicht nur ihren Besitz zurücklassen

nung von ihrer Vorgängerin. Hier ist die Strahlung für die Arbeiter niedriger. 110 Meter Höhe misst sie, so manches Hochhaus würde darunterpassen, 260 Meter in der Breite und 160 Meter in der Länge. Die Kosten dieser Konstruktion belaufen sich auf zwei Milliarden Euro, das meiste Geld dafür kommt von den G-7-Staaten und der EU. Die doppelwandige Stahlhülle ist erdbebensicher konstruiert und 36.000 Tonnen schwer. Ab November 2016 soll sie auf Teflonbahnen langsam, langsam über Reaktor 4 geschoben werden. Ihre Lebensdauer wird auf 100 Jahre geschätzt. Dann tritt das Problem erneut auf. Das Dosimeter zeigt nun bereits fünf bis zehn Mikrosievert. Busse mit Arbeitern, auch sie militärisch gekleidet, fahren vorbei, ihre Gesichter wirken unbekümmert. Schichtwechsel. Selbst möchte man an diesem Ort nicht wirklich länger bleiben.

Geisterhafte Kulissen

Und noch eine letzte Station ist zu absolvieren: die verlassene Stadt Prypjat. Uns erwartet das typische sowjetische Neubauambiente: Plattenbauten und Planstraßen. Doch alles überwuchert vom Grün der Natur. Eine Geisterstadt seit dreißig Jahren. Einige Straßen sind nur noch zu erahnen. An Häusern sind noch die alten Losungen zu erkennen: »Lenins Partei ist die Kraft des Volkes«, »Es lebe die Arbeit«. Hier gibt es für niemanden mehr etwas zu tun. Am 27. April 1986 wurde die Stadt mit 80.000 Einwohnern Hals über Kopf komplett evakuiert. Erst mit 37 Stunden Verspätung hatten ihre Bewohner überhaupt von dem Unglück erfahren. Fast ihr ganzes Hab und Gut mussten sie zurücklassen, mehr als einen schnell gepackten Koffer konnten sie nicht mitnehmen.

Heute wohnt hier niemand. Auf einer dekontaminierten Straße geht die Fahrt bis zu einem zentralen Platz. Unser Führer mahnt eindringlich dazu, nichts anzufassen oder gar mitzunehmen. Alles hier wäre noch kontaminiert. An einer bemoosten Fläche kniet Mischa nieder und hält das Dosimeter direkt darüber.

Sofort fängt dieses an laut an zu piepen. Auf dem Display erscheint eine Zwölf. Ein Helikopterlandeplatz sei dies gewesen, hier seien die stark verstrahlten Hubschrauber gelandet, mit deren Hilfe der Reaktor abgedichtet wurde.

Wir folgen Mischa in die alte Stadthalle, den Kulturpalast Energetik, erbaut um 1970. Hier war unter anderem ein Kino untergebracht. Zerfall und Moder, Nässe und Schimmel: Nicht nur Umwelteinflüsse haben ihm zugesetzt, wie an vielen Orten in der Zone wurde auch hier geplündert und mutwillig zerstört. In einem Kinosaal sind nur in der Mitte noch ein paar Stühle fest verankert. Sie werden vom Sonnenlicht angestrahlt, das durch ein Seitenfenster fällt. Eine mystisch anmutende Szenerie. Wer auf diesen Stühlen zuletzt gegessen hat? Welcher Film wurde wohl gespielt? Mischa führt uns weiter zum Gelände des Vergnügungsparks, der am 1. Mai 1986 eröffnet werden sollte. Dazu kam es aber nie. Hinter einer überwucherten Autoscooter-Anlage steht ein gelbes Riesenrad. Die Fahrkabinen bewegen sich leicht im Wind.

Wir gelangen zu einem früheren Sportkomplex. In einer Basketballhalle hängt noch ein Kletterseil herunter, so als hätte jemand noch gestern hier die Muskeln gestählt. In einer Fußballhalle stehen noch die Tore. Im Winter trainierte hier der FC Stroitel Prypjat, später umbenannt in FC Stroitel Slavutytsch, nach der Ausweichstadt, welche die Sowjetunion für die Evakuierten errichten ließ. Im hinteren Bereich des Sportkomplexes führt Mischa durch eine Schwimmhalle mit leerem Becken, die von Arbeitern auf dem Reaktorgelände noch Jahre nach dem Unglück weiter genutzt worden sein soll.

Schließlich noch ein bedrückendes »Highlight« der Tour: Es ist eine alte Grundschule. Mischa zeigt zuerst den Gasmaskenraum. Ob aus Angst vor einem kriegerischen Angriff oder vor einer Atomhavarie – für jeden Schüler lag eine Gasmaske bereit. Wie andernorts Zahnbürsten. Hunderte solcher Kindergasmasken liegen hier auf dem Boden

verstreut. In der Mitte des Raumes sitzt eine Puppe auf einem Stuhl Modell für makabre Erinnerungsfotos – jemand hat sie mit einer Gasmaske drapiert. Zehn Minuten müssen reichen, um weitere Teile der Schule auf eigene Faust zu erkunden. In Klassenräumen im ersten Stock stehen in den Regalen unter anderem Lehrbücher der Mechanik und Astrophysik. An den Wänden hängen Farbzeichnungen der Kinder, die hier einst unterrichtet wurden. Auf den Rückseiten stehen ihre Namen. Auch Porträts der Führer der Sowjetunion schauen den Besucher an, als wären die 30 Jahre nie vergangen. In einigen der Klassenräume stehen die Tische noch in exakt der Anordnung von damals, Stühle sind hochgestellt, damit geputzt werden kann. Von einem Moment zum anderen war das Leben hier vorbei, auch für Kinder, die nicht einmal wussten, was genau Strahlung ist und was sie anrichten kann.

Gegen 19 Uhr verlassen wir die Stadt. Auf den Rückweg erzählt Mischa im Auto die Geschichte von den roten Bäumen.

Kurz nach der Katastrophe hätten sämtliche Kiefern in diesem Teil der Sperrzone eine rote Färbung angenommen, bevor sie eingegangen wären. Wie zum Beweis macht er das Dosimeter an und hält es ans Fenster. Sofort fängt es an zu piepen. Nichts wie weg hier. Der Fremdenführer berichtet, dass es noch viele nicht entkontaminierte Bereiche gebe. Orte, an die auch er nicht gehen würde. Im alten Krankenhaus von Prypjat, so erzählt er weiter, sei der Keller noch voller Uniformen der Liquidatoren, dort herrschten gigantische Strahlungswerte. Eine Besichtigung ohne ausreichenden Schutz sei lebensgefährlich.

Noch einmal passieren wir die zwei Checkpoints und müssen vorbei an einem Strahlungsmessgerät älterer Bauart. Der Apparat aus dem Jahr 1990 zeigt Grün, die Besucher dürfen passieren. Mit ihren Schuhen. Das sei nicht immer so, sagt Mischa, es habe auch schon Touristen gegeben, die sie dalassen mussten, weil sie in Strahlungsnester getreten waren.

Erhöht: Mit dem Dosimeter wird die Radioaktivität bestimmt

